

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 11 (1907)  
  
**Artikel:** Carl Josephy  
**Autor:** O.W.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-575162>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Zum Bildnis der Maria Sibylla Merian.

Das liebenswürdige Bildnis der Blumenmalerin Maria Sibylla Merian in der Basler Kunstsammlung ist ein Werk ihres Stiefbruders Matthäus, der als junger Maler und Kavallerie in England mit Anton van Dyck zusammentraf und sich dessen elegant manierierte Porträtkunst zum Vorbild nahm. Der Vater beider, Matthäus Merian der Ältere, der Sohn eines Basler Ratsherrn, hatte sich einen Weltruf als geschickter und überaus fruchtbarer Kupferstecher erworben und eine bedeutende Kunsthandlung in Frankfurt begründet. Maria Sibylla wurde 1647 zu Frankfurt geboren und verlor bald den Vater. Die Mutter heiratete in zweiter Ehe den Blumenmaler Jakob Murel oder Marrel, und die Tochter erhielt bei einem seiner Schüler, Abraham Mignon, Unterricht in der Malerei. Sie warf sich mit ausgesprochener Vorliebe auf die Darstellung von Insekten und Blumen und verwendete ihre feingebildete Beobachtungsgabe zur wissenschaftlichen Erforschung, sodaß ihre Leistungen von ebenso großer künstlerischer wie wissenschaftlicher Bedeutung sind. Schon als kleines Mädchen pflegte sie Käfer und Raupen zu sammeln und sich für deren wunderbare Verwandlungen zu interessieren. Sie erlernte die lateinische Sprache, um das Studium gründlich betreiben zu können, und gab als erste zusammenhängende Arbeit ein zweibändiges Werk „Der Raupen wunderbare Verwandlung und sonderbare Blummennahrung“ (München 1679–1683) heraus, zu dessen Illustration sie selbst die Zeichnungen und Stiche ge-

liefert und einzelne Exemplare mit eigener Hand koloriert hat. In spätern Jahren zog sie mit ihrer Mutter und zwei Töchtern nach Holland, in Folge einer unglücklichen Ehe mit dem Maler Andreas Graf, und lebte daselbst ihren Studien, draußen in der stillen Natur, auf dem Schlosse Bosc in Westfriesland. In Holland lernte Sibylla die exotische Fauna und Flora kennen, und der Reichtum dieser neuen Welt wirkte derart auf sie ein, daß sie im Jahre 1698, zweiundfünfzig Jahre alt, in Begleitung einer Tochter die mühsame und strapazenreiche Fahrt nach der holländischen Kolonie Surinam unternahm und daselbst während zwei Jahren das Material zu einem weiten bildreichen Werke *«Metamorphosis insectorum surinamensium»* zusammenfachte. Das Werk erschien zu Amsterdam im Jahre 1705, und die Originalzeichnungen finden sich heute zum größten Teil im Kupferstichkabinett des kgl. Gemäldemuseums zu Kopenhagen. Die Künstlerin starb 1717, dreißig Jahre nach dem Bruder, der sie in jugendlicher Anmut und Frische porträtiert hatte. Das liebevolle Gesicht verrät den aufgeweckten Verstand und den Trieb nach ernstem Wissen, und die elegante Pose zeigt uns die Dame von Welt, die mit angeborener Grazie Pinself und Zeichenstift zu führen verstand. Auch ihre Jugendschönheit ging dahin; denn ein zweites Bildnis der Maria Sibylla Merian im Basler Museum aus späterer Zeit ist weniger ansprechend und ohne den fesselnden Reiz der Erscheinung.

Paul Ganz, Basel.

## Carl Josephy,

gest. den 28. Juni 1906.

Er, der sein Bestes gegeben hat im persönlichen Umgang und in der Schule, darf auch seinen Platz beanspruchen im vielstimmigen Chor der deutschen Poeten und Schriftsteller. Freilich empfand er große Scheu, seine Sachen an die Öffentlichkeit zu bringen, und doch wieder, wenn eines der Kinder seiner Muse in die Welt hinausging, freute er sich und bekam er Mut, ihm weitere folgen zu lassen. Leider nur zweimal hat der Erzähler Carl Josephy sich zur Buchausgabe entschlossen; andere seiner Erzählungen aber sind da und dort in Zeitungen und Zeitschriften erschienen, von seinen Dichtungen die eine und die andere in unserer „Schweiz“<sup>1)</sup>. Nachdem Carl Josephy in der seither eingegangenen „Schweizerischen Rundschau“ mit der feinsinnigen Novelle „Entsagung“ und dem tieferschütternden sozialen Roman „Vergeblich geopfert“<sup>2)</sup>, sowie mit der Charakterstudie „Der Bockvogel“ im „Schweizerischen Familien-Wochenblatt“<sup>3)</sup> debütiert hatte, trat er auf den Plan mit einem vorwiegend psychologischen Roman, nach der Heldin „Helena“ betitelt<sup>4)</sup>, wie schon die Gänsefüßchen verraten, nicht ohne Beziehung auf die belle Helene, die „illustre Namensschwester aus dem grauen Altertum“. Direkt an eine Uebersetzung der alten Sage in ein modernes Milieu möchte man denken, an eine Vertiefung und Modernisierung des Problems auf Grund des Goetheschen:

Ihr stoßt ins Leben uns hinein,  
Ihr laßt den Armen schuldig werden;  
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:  
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden —

Wie jene Helena dem schönen Prinzen nach Troia folgte, um schließlich wieder ihrem ersten Gatten anzugehören, so tritt in unserm Roman zwischen die Gatten ein dritter. Der edle

Gatte gibt das Weib frei zu neuem Bunde; doch „alle Schuld rächt sich auf Erden“. Jetzt wird sich das Weib bewußt, daß es den Mann, dem es vom andern hinweg zugestrebte, nie wahrhaft geliebt, daß es vielmehr keinen Augenblick aufgehört hat, den ersten Gatten zu lieben; ihr neuer Gatte, dessen innegeworden, sucht ihr als Entschädigung für das verlorene Lebensglück das Leben einer Fürstin zu bieten, bis er mit verbrannten Farnsklügeln zur Erde stürzt und da erkennt, daß er nur für seine Schuld dem Freunde gegenüber sühnt, indem er aus dem Leben scheidet. Ein Engel vom Himmel führt die Getrennten zusammen — das Kind, das der ersten Ehe versagt geblieben. — Josephy gibt sich uns auf Schritt und Tritt als feinen Beobachter des menschlichen Lebens, der aus einem reichen Vorne der Erfahrung schöpft und tiefe Blicke tut in den komplizierten Mechanismus des menschlichen Herzens; er läßt es bluten, aber er legt Balsam auf die Wunde; er läßt die Tränen fließen, aber er trocknet sie wieder. In medias res führt er uns hinein; anschaulich, ohne Ueberschwang ist seine Schilderung, unverkennbar das Bemühen, sich strenge an die Wirklichkeit zu halten; aber mag uns manches in der Darstellung sachlich-nüchtern anmuten, so überraschen wieder, durchs ganze Buch verstreut, poetische Schönheiten und treffliche Lebensweisheiten, Früchte eigener Reflexion, die zum Nachdenken anregen. „Der Dichter hat die herrliche Aufgabe,“ schreibt Kurt in sein Tagebuch, „die Natur so darzustellen, als sei sie erst für ihn geschaffen und zum ersten Mal von ihm geschaut worden. Hier haftet mein Blick und saugt aus der blauen Welle die Erinnerung an längst verklungene Märdchen, dort wirft der sonnenbeschienene Gletscher mit dem funkelnden Sonnenstrahl zugleich den Gedanken an die Göttlichkeit des Weltganzen in meine Brust...“ Da ist dieser Kurt von Santer, eine durchaus innerliche, sensible, ja sensitive Natur, ein Idealist, ein Träumer von Kopf zu Fuß, der „nicht immer dichten, aber alles als Dichter betreiben“ möchte, der erst unter der rauhen Hand des Schicksals sich zum Manne auswächst. Sein Gegen-

<sup>1)</sup> Vgl. „Die Schweiz“ VI 1902, 167 f. 592. VIII 1904, 95 f. und in diesem Jahrgang S. 48. 148. 200. — <sup>2)</sup> Vgl. „Schweiz. Rundschau“ VI 1896, 397–403 und S. 577 ff.; vgl. auch VII 1897, 196 f. „Frühlingslied“ nach Soras carm. I 4: „Solvitur aeris hiems...“ — <sup>3)</sup> XVI 1896/97. — <sup>4)</sup> „Helena“, Roman von Carl Josephy. Bern, Neukomm & Zimmermann, 1897. Geb. Fr. 4.—

stüdt ist Franz Evers, eine kräftige, energische Natur, von der stets „der Hauch der schaffenden, rührigen Welt“ ausgeht. Bezeichnend ist der beiden Verhalten beim Vorfall ob dem Mütli, bei der Gefahr des alten Herrn, Helenens Vater. Franz, in seinem praktischen Sinn, hat die gefährliche Situation mit einem Blick erfasst und leistet tatkräftige Hilfe, während Kurt wie gelähmt an allen Gliedern dasitzt und immer nur die liebliche Erscheinung des Mädchens betrachtet. Beide Freunde haben damals Feuer gefangen; doch kann der arme Doctor iuris nicht in die Schranken treten mit dem reichen Erben und „wie auf der Flucht vor einem schrecklichen Verhängnis“ ist er auf- und davongegangen. Bei Kurt und Helene aber hat die Liebe eingeschlagen wie ein zündender Blitz, eine Liebe, die einer Hypnose gleichkommt, der man sich nie und nimmer wieder ungestraft entziehen kann; ungleiche Pole sind es, die sich anziehen, konträre Naturen — aber es will nicht zum Einklang kommen. Helene, die ähnlich, wie Kurt der energische Vater durch vorzeitigen Tod entrissen worden, gerade in den Jahren, wo auf die weibliche Entwicklung die Mutter von größtem Einfluß zu sein pflegt, diese hatte entbehren müssen, war zu einem eigentümlichen Doppelleben emporgewachsen: ihr Sinn war aufs Praktische gerichtet; aber daneben hatte sich unbemerkt eine phantastische Schwärmerei bei ihr ausgebildet; hatte doch ihr Vater nicht bedacht, „daß das süße Gift der Schwärmerei im Werther wirksamer und nachhaltiger sei als in den Romanen der Gartenlaube“. So stand sie gewissermaßen auf der Lauer nach dem Außerordentlichen und brachte dieses natürlich mit der Liebe in Zusammenhang. Und nun, wie wenig entsprach das Bild, das sie sich von der Ehe gemacht hatte der Wirklichkeit! Sie hatte gewünscht, sich in der Hauswirtschaft und in der Leitung der Dekonomie zu betätigen: das ward mit einem Scherz von der Hand gewiesen; sie darf nicht die Repräsentantin des Hauses sein; denn sie leben zurückgezogen für sich; schließlich läßt sie ihr Gatte auch nicht teilnehmen an seinen Arbeiten und Plänen. Fröhlichen Kampfs steht sie überall um sich, nur ihr Leben bleibt ohne Inhalt; „hätte sich wenigstens die vermählte Zärtlichkeit des Gatten in einem Kinde wiederfinden lassen!“ So wird sie durch eine Ver-

setzung innerer und äußerer Verhältnisse Franz Evers in die Arme getrieben, der in ihrer Erinnerung stand als „ein Muster edler, in sich gefester Mannlichkeit“, bei dem sie alles fand, was sie an Kurt so schmerzlich vermisse. Ein grandios geschildeter Schneesturm an der Ostsee steht in Verbindung mit der Katastrophe — Doch weiter sei nichts verraten, bloß noch der Schalkhaftigkeit und des Humors gedacht, die hier und da durchbrechen, nicht zum wenigsten in der Zeichnung der beiden alten Herren, des schüchternen, heimlich dichten Dorfschullehrers Kesk und des sein Junggesellentum fanatisch verteidigenden Onkels Groterjahn, mit der Nase, die jeder Beschreibung spottet, einer ganz besondern Spezies des Genus Homo sapiens; bei all seinen Wunderlichkeiten ist er ein ausgezeichnete Menschenkenner, doch wiederum als alter Hagestolz „kein Kenner des weiblichen Herzens, der gute Onkel Groterjahn“ — ein Gegenstück zu Reuters „Onkel Bräsig“! Auch ein lyrischer Erguß steht in Kurts Tagebuch, er bilde eine Würze dieser Besprechung.

Weggis, den 27. Juli.

Die Wellen rauschen geschwägig  
Zu mir ins Fenster herein,  
Erzählen von alten Zeiten  
Und lassen in Träume mich ein.  
Der Himmel mit dichten Wolken

Hat seine Augen verhängt;  
Ein einziger Strahl des Mondes  
Sich noch in den Wellen fängt.  
Die Nigen im Wasser streiten  
Sich um den bleichen Strahl,  
In seine glitzernde Nähe  
Sie eilen allzumal.  
Indessen wandert die Wolke  
Gelassen dem Gipfel zu —  
Verschwunden sind Strahl und Nigen  
Wie Geisterpuk im Nu.  
Nur ihre geschwägigen Zungen  
Erklingen zu mir noch herauf,  
Sie melden vom Menschenjoch,  
Von der Menschen Lebenslauf:  
„Auch wir, wir haben gekostet  
Den Kelch des Lebens einmal  
Und tranken vom perlenden Schaume  
Uns Glück, von der Reize uns Qual.  
Im Herbstwind fallen die Blätter  
Gleich braun und gleich trocken herab —

So sinkt ein Geschlecht nach dem andern  
Und eins wie das andre ins Grab.  
Und wie ihr achlos zertreten  
Der Bäume einst prangendes Laub,  
So werden der Enkel Füße  
Zertreten euren Staub.  
Was rühmet ihr euch mit Weisheit,  
Mit Tugend und eitlen Glück?  
Von euren Träumen und Taten  
Bleibt keine Spur zurück...“  
So dringen der Nigen Worte  
Herauf an mein lauschendes Ohr,  
Ich aber schaue sinnend  
Zum dunkeln Himmel empor.  
Da teilt sich wieder die Wolke,  
Gibt Raum des Mondes Schein,  
Und diesmal bringt er zitternd  
Auch mir ins Herz hinein...

„Der Anarchist und andere Erzählungen“  
machen den Inhalt des zweiten Bändchens  
unseres Autors aus<sup>5)</sup>. Niemand lasse sich  
durch die ungemütliche Ueberschrift vor An-  
kauf und Lektüre warnen! In der ersten der  
vier Erzählungen mit dem gegen des Ver-  
fassers Willen etwas zu sensationellen Titel

ist beileibe nicht die Rede von einem Bombenmann, so wenig als die sogenannten „Anarchisten“ eine Rolle spielen in John Henry Macays also überschriebenem Zeitgemälde. „Der große Christoph“ ist vielmehr ein seelenguter, ja, der edelste Mensch von der Welt. Allerdings kennt er „jenes merkwürdige Buch eines einsamen Denkers, das Gott und die Welt, Autorität und Religion, Staat, Familie und Gesellschaft verneint, um an die Stelle aller gesellschaftlichen Formen den einzelnen zu setzen, der in absoluter Freiheit sich zur Vollkommenheit erzieht“ (Max Stirner, Der Einzige und sein Eigentum). Allerdings melden nach der Katastrophe die Zeitungen von einem „notorischen Anarchisten“. Der Roman könnte aber ebenso gut den harmlosen Titel „Vergeblich geopfert“ führen (den er in der „Schweiz. Rundschau“<sup>6)</sup> trug), indem neben dem großen Christoph ein Weib in den Vordergrund tritt, an dem sich gleichfalls die düstere Tragik der Verhältnisse vollzieht, so daß es sich vergeblich zum Opfer bringt. Wir versagen uns ein näheres Eingehen auf die erschütternde Tragödie: eine moderne Streifgeschichte ist es, die sich in ein soziales Drama umgießen ließe, das wohl bestünde neben Arnold Ditts „Untergang“. Beiläufig bemerkt, dramatische Entwürfe haben vielfach unsern Dichter beschäftigt, und bezeichnenderweise erfah er sich u. a.

<sup>5)</sup> Wiederum Bern, Verlag von Neukomm & Zimmermann, 1901.

<sup>6)</sup> „Schweiz. Rundschau“ VI 1896, 577 ff.



Dr. phil. Carl Josephy (1859–1906).

Spartacus zum Helden eines Dramas, den hochbegabten Führer im dritten Sklavenkrieg, dessen Kühnheit und Erfolge Rom erzittern machten?). — Dem „Anarchisten“ stellt sich als zweitgrößtes Stück des Bändchens „Ein Märchen vom Glück“ an die Seite. Neid, häßliche Verkleinerungssucht und Philistertum sind es, die allzeit unser Glück beeinträchtigen, hier im Märchen durch Schlehdorn und Bovist, einen Giftpilz, personifiziert. „Das Glück gibt es nicht, mein guter Hans,“ verrät der weise alte Fuchs. „Es ist nicht eingestaltig, wie die Bäume und Sterne sind; es ist nicht außer uns, sondern es liegt in uns, wie das Samenorn im Winter im Boden ruht; aber der warme Sonnenstrahl lockt das eine zum Leben, während das andere verfault. Das Glück ist vielgestaltig wie die Luft, die bald im Sonnenschimmer erglänzt, bald uns den Atem bedrückt als häßlicher Nebel, bald sich zu finstern Gewitterwolken ballt. In jedem Lebensalter ist es verschieden und jedem Menschen ein andres. In der Jugend sind es die Träume, dann ist es die Liebe, später die Arbeit und zuletzt dem, der den Segen voll genießt, die Kunst. Keinem wird die Kunst das Glück geben, der nicht durch Arbeit und Liebe gegangen...“ — Als „ein Meisterstücklein psychologischer Kunst“ ist die Novellette „Entsagung“ bezeichnet worden, und an letzter Stelle steht im Buche eine Skizze „Zwei Freunde“, die im Motiv an den Roman „Helena“ erinnert. Die Skizze war zunächst den Lesern des „N. Winterth. Tagbl.“ geboten worden, das außerdem von Josephy noch eine kürzere Erzählung „Wiedersehen und Wiederfinden“ und eine längere „Der neue Kirchturm“ weitem Kreise mitteilte — die längere, ganz in der obotritischen Heimat des Verfassers sich abspielend, „hoch oben im Norden des deutschen Vaterlandes...“ ist von Anfang zu Ende von einem feinen Humor getragen. Auffallen mag, daß der so witzige Mann in seinen Erzählungen sonst fast überall den ernststen Ton anschlug — mußte er doch, wie Fritz Reuter ein Mecklenburger Kind, 1859 zu Schwaan geboren, gerade diesem in manchem sich verwandt fühlen, wie ihn mit dem Humoristen Wilhelm Raabe mehr als eine bloße Neigung verband: zum siebzigsten Geburtstag von Meister Corvinus hielt er denn auch an der vom Lesezirkel Höttingen veranstalteten Feier die Festsrede, und eine besondere Genußtaugung war es für ihn, als Raabe ihm selber die Ehrung in sinniger Weise verdankte. Josephys sprudelnder Witz fand dafür seinen Ausfluß in zahllosen Knittelversen mit originellen, noch nie gehörten Reimen, wie er sie bei geselligen Anlässen zum besten gab.

Auf die philologischen Arbeiten des Dr. phil. Carl Josephy gehen wir hier nicht ein; nur sei noch erwähnt, daß er sich gerne und immer wieder in Nachdichtungen versuchte. „Lesbia“ sollte eine Art historischen Romanes werden; die in die Erzählung verflochtene Liebeslyrik Catulls hat im achten Jahrgang unserer Zeitschrift Aufnahme gefunden. So-

7) Andere Titel von Dramen, die Josephy im Geiste entfielen sah, deren Entwurf und Ausführung mehr oder weniger weit geblieben, sind „Sühne“, „Das Fideicommiss“, „Der Apostel“ u. s. w.

phokles' Elektra in Nachdichtung erschien 1903<sup>8)</sup>, eine metrische Uebersetzung von des gleichen Dichters „König Oidipus“ liegt beinahe vollendet im Manuskript vor; des weitern verglich er die Bearbeitungen der Medea-Tragödie durch Euripides und Grillparzer<sup>9)</sup>. Zumal hat sich aber unser Freund mit Pindar befaßt und sozusagen alle Oden des Griechen in deutsche Verse umgegossen, trotzdem sie der Uebersetzung größte Schwierigkeiten entgegenstellen. Ihm schwebten drei Bücher vor, in denen er Homer und das Epos, Pindar und die Lyrik, Aischylos und das Drama behandeln wollte. Dann wieder gedachte er sich in erster Linie und speziell der Lyrik aller Völker zuzuwenden und ein Buch zu schreiben „Zur Metrik und Geschichte der lyrischen Poesie“; der überaus weitläufige Plan zum ganzen Werk liegt vor und ausgeführt der Aufsatz „Pindar und das Gesetz der Lyrik“. — Doch, was für hochfliegende Pläne hatte nicht unser Freund? Was ging ihm nicht alles durch den Kopf? All seine Entwürfe zur Reife zu bringen, dazu hätte das längste Menschenleben nicht ausgereicht! Von des Mannes Vielseitigkeit, von seinem Seelenadel sprachen ja die warmen Nekrologe, die seinem Tode folgten<sup>10)</sup>. Wir freuen uns dessen, was er uns gewesen und was er uns hinterlassen, und schließen hier mit den schönen Versen, die der treuen Gefährtin seines Lebens galten:

Wie den Sonnenstrahl die Rose,  
Die von seinem Kuß erglüht,  
Wie den Zephyr liebt die lose  
Winde, die am Raine blüht,  
Wie der Nar des Lichtes Quelle,  
Der er stolz entgegenstrebt,  
Wie die Lerche liebt die helle  
Luft, in der sie jauchzend schwebt:  
Also lieb' ich dich!  
Lieb' dich, wie im jungen Rausche  
Liebt der Knabe seine Maid,  
Wenn zum ersten Kussentausche  
Sie die roten Lippen beut,  
Liebe dich, als ob die Liebe  
Allen Menschen längst entwand  
Und mein Herz allein nur bliebe,  
Wo sie eine Zuflucht fand....

O. W.

<sup>8)</sup> Elektra von Sophokles. Eine Nachdichtung von Dr. Carl Josephy Lehrer an der Höheren Töchterschule in Zürich. Zürich, Schultheß & Co., 1903. — <sup>9)</sup> Vgl. die literarische Beilage z. Programm der Höheren Töchterschule der Stadt Zürich, Schuljahr 1904/5. — <sup>10)</sup> Nekrologe erschienen in der „N. Z. Z.“ vom 5. Juli 1906 (Dr. Hans Bobmer), in der „Zürcher Wochen-Schau“ VIII 1906 Nr. 27 S. 215 f. (Prof. Dr. Wilib. von Wyß), in der „Schweiz. Lehrerzeitung“ LI 1906 Nr. 31 S. 330 f. (Dr. Gustav Schirmer); selber blieben ungedruckt die schönen Worte, die Herr Rektor Dr. S. Stadler am Grabe gesprochen und die namentlich den vorzüglichen Lehrer Josephy betrafen. — „Helena“ wurde u. a. günstig besprochen von J. B. Widmann im Sonntagsblatt des „Bund“ vom 6. Juni 1897, vom Schreiber dieser Zeilen im „N. Winterth. Tagbl.“ vom 8. Mai 1897, desgleichen „Der Anarchist“ u. c. in der „N. Z. Z.“ vom 24. Dez. 1900 und von Dr. Rud. Hunziker im „N. Winterth. Tagbl.“ vom 4. Jan. 1901 u. s. w.

## Gedichte von Othmar Widmer.

### Mein Schritt hallt leise...

Mein Schritt hallt leise auf verträumten Wegen,  
Um meine Stirne fliegt ein Falter schen,  
Ich hör' den Wind sich in den Blättern regen,  
Die Grillen hör' ich singen fern im Heu —

Und eine Sehnsucht packt mich nach dem Leben,  
Nach Tanz und Torheit — und wird nimmer still —  
Ich habe noch so viel, so viel zu geben  
Und weiß doch niemand, der die Gabe will...

### Junitage.

Das sind die stillsten Tage,  
Wenn Gliederduft zitternd versiegt  
Und unterm Schlehdornhage  
Ein Meer von Blüten liegt —

Wenn schläfrige Juniwinde  
Sich wiegen in Duft und Glut,  
Im Schatten der blühenden Linde  
Ein träumender Spielmann ruht.